



Alexander Scheer nach rauschhafter Nacht auf dem Dach der Volksbühne

Foto: William Minke

Castorfs Volksbühne: Ein Bildband dokumentiert die wilden Jahre

## Kein Weg zurück

Von Frank Schirrmeyer

Dieser Text muss mit einem Bekenntnis beginnen: Ich konnte mit dem Theater, für das die Volksbühne steht, nie etwas anfangen. Der erste Besuch einer Castorf-Inszenierung Anfang der Neunziger endete damit, dass die Frau, die mich begleitete, in der Pause fluchtartig das Theater verließ – womit auch das Date beendet war. Mein letzter Versuch im vergangenen Jahr, Kresniks Stück »Die 120 Tage von Sodom«, das als blutiger Schocker angekündigt war, ließ mich nurmehr ratlos und gelangweilt zurück ob der Unverständlichen schreienden Protagonisten und der plattitüdenhaft abgedroschenen Kapitalismuskritik in Form von abgeschnittenen Pimmeln und zerhackten Babys.

Und doch, es muss gesagt werden: *Je suis Volksbühne!* Die unfreiwillige Abwicklung des Theaters am Rosa-Luxemburg-Platz hinterlässt auch bei mir eine schmerzhaft leere Stelle, war das Haus doch viel mehr als nur eine Spielstätte für unterschiedlich zu bewertende Dramatik. Die Volksbühne war ein Gesamtkunstwerk, und selbst die Tatsache, dass das Publikum die zum Teil viestündigen Inszenierungen manchmal in Scharen verließ, gehörte zum Selbstverständnis. Auch wenn der ganze bedeutungsschwangere Avantgardismus des Castorf-Theaters oftmals mehr anstrengend denn erhellend war – gut, dass es ihn gab! Zum Gesamtkunstwerk gehörten aber neben den Inszenierungen eben auch die sonstigen Veranstaltungen im Hause – Lesungen, Konzerte, Podiumsdiskussionen, Kuttners Videoschnipselabende, die Nächte im Roten Salon –, die bis weit in die Stadtgesellschaft ausstrahlten und einen Diskurs prägten, der sich den herrschenden Verhältnissen nicht bedingungslos ergeben wollte.

Die Abschiedsstimmung, die derzeit das Haus umweht, ähnelt nicht ganz zufällig jener, die in den alternativen Kreisen Ostberlins vor der Einführung der D-Mark herrschte. Eine Mischung aus Resignation, Larmoyanz, Endzeit, aber auch eine gewisse Erwartung, im Angesicht des Unabänderlichen vielleicht sogar Neugier, auf das Neue, Unbekannte. Der Vergleich mit 1990 ist auch deshalb nicht zu weit hergeholt, weil dem Diskurs, für den die Volksbühne stand, stets noch etwas originär Ostdeutsches anhaftete. Mit seinem gepflegt widerständigen Pathos hat das Haus bis heute ein wenig von der 1989er Aufbruchstimmung be-

wahrt. Weniger Wohlmeinende könnten freilich auch sagen: konserviert. Man kann schon nachfühlen, dass für Leute wie Tim Renner als Vertreter einer heimatlosen globalisierten *Creative Class* die Volksbühne eine Introvertiertheit verkörpert, die sie mit ihrem verinnerlichten kapitalistischen Innovationsfuror gar nicht nachvollziehen können. Aber muss man deshalb gleich das ganze Ensemble und alles, wofür es steht, zerschlagen?

Wie auch immer, die Argumente sind alle ausgetauscht, selbst Klaus Lederer als Kultursenator und bekennender Volksbühnenfan hat sich mit dem Ende abgefunden. Die Trauerarbeit kann also beginnen. Ein profunder Beitrag hierzu ist William Minkes opulenter Bildband »No Way Home«, frei übersetzt etwa »Nur nach Hause gehn wa nicht«. Minke arbeitet seit 2004 an der Volksbühne als Tontechniker. Eigentlich ist er Fotograf, ausgebildet an der Ostkreuzschule. Das Theater ist der Brotjob und gleichzeitig mehr

*Auch wenn der Avantgardismus des Castorf-Theaters oft anstrengend war – gut, dass es ihn gab!*

als das, denn im Kosmos Castorf sind die Übergänge zwischen den Mitarbeitern der Gewerke und dem Ensemble fließend und jeder irgendwie Künstler. Siehe auch Milan Peschel, der als Tischlerlehrling und Bühnentechniker an der Volksbühne anfang und schließlich als Schauspieler am Haus reüssierte.

Minke arbeitet in seiner Freizeit auch als DJ, und dieser Umstand scheint nicht unwichtig zu sein für das Entstehen dieser Bilder, denn gefeiert wird auf ihnen viel. Minke beschreibt das Leben und Arbeiten am Theater als permanenten Exzess, was der verbreiteten Sichtweise von der Volksbühne als einem radikalen Ort entspricht. Klassische Hinter-den-Kulissen-Arbeits- und Probenfotos sollte der Betrachter nicht erwarten. Vielmehr versammelt der Band Bilder, die während Minkes Leben in und mit der Volksbühne entstanden sind. Unverkennbar waren die dreizehn Jahre von 2004 bis 2017 eine intensive und prägende Zeit für ihn und alle Beteiligten. Am Rande der Aufführungen, Proben und Pausen, auf der Straße, in der Kantine, in Hotel-

zimmern auf Gastspielreisen und meistens nachts hat er die stillen, aber mehr noch die exzessiven Momente des Ensemble-Lebens festgehalten. Ein Buch lang dürfen wir teilhaben am Treiben einer Bohème, die ihren Existenzialismus mit beeindruckender Hingabe zelebriert. In Zeiten von Gesundheitswahn, Schrittzähler-Apps und Body Shaming ist die Menge an Zigaretten und Alkohol, die konsumiert wird, sowie die erkennbare Zerrüttung nach rauschhafter Nacht von bemerkenswerter Radikalität. Andererseits passt der demonstrative Gebrauch von Rauschmitteln und die (Selbst-)Inszenierung als Avantgarde wiederum ganz gut in das Selbstverständnis Berlins, was im Umkehrschluss bedeutet, dass ein Ort wie die Volksbühne so wohl nur in dieser Stadt existieren konnte.

Was für ein Verlust! Die Schauspieler werden sicherlich weitermachen, an anderen Theatern. Sie sind, wie Milan Peschel in einem Interview sagte, »Freaks, Einzelkämpfer, Individualisten«, die überall einen Ort finden. Aber der Geist und die Energie des Hauses gehen verloren oder wandern woandershin. Tragisch eigentlich auch für Tim Renner, denn die Zerschlagung der Volksbühne wird das Einzige sein, was von ihm als Berliner Kulturstaatssekretär in Erinnerung bleibt.

Die große Nähe zu den Protagonisten ist ein unverkennbarer Wert des Buches. Minke war eben nicht distanzierter Beobachter, sondern involviert ins Geschehen, und ist, auch wenn nicht zu sehen, stets Teil des Bildes. Es gab weder einen Plan noch einen Auftrag für die Fotos, sie entstanden meist aus der Situation heraus, spontan und unzensuriert. Sein Buch ist ein persönlicher Rückblick, denn auch er wird das Haus verlassen. »No Way Home« ist ein schöner und so gar nicht larmoyanter Abschied, denn zum Zeitpunkt der Entstehung der Bilder wusste ja noch niemand, dass die Uhr tickt. Zum Requiem wird das Buch erst durch das absehbare Ende. Indes ist der Kreislauf von Werden und Vergehen im Grunde etwas sehr Vitales, und nie gab es ein lebendigeres Totengedenken als hier. Oder wie René Pollesch es im Buch schreibt: »Zwischen 2004 und 2017 gab es wahrscheinlich nie schönere Menschen ... Aber die Annahme, es könnte so sein, so ewig, für immer, die lässt mich erschauern.«

William Minke: No Way Home. Volksbühne 2004–2017. Kerber-Verlag, 288 S., geb., 29,95 €.

Dercons Volksbühne: Spielplan 17/18 vorgestellt

## Mit Hirn, Charme und Ambitionen

Von Christian Baron

Alle die das hölzerne Formulieren zum Handwerk verklärenden Journalistenausbildungsbücher lehren bekanntlich, ein Bericht beginne im besten Fall mit der wichtigsten Neuigkeit. Nun denn: Die versammelte Presse hat am Dienstagmittag im ehemaligen Flughafen Berlin-Tempelhof bei der Vorstellung des Programms für die Spielzeit 2017/18 den baldigen Intendanten der Volksbühne nicht gelyncht.

Bei dem Ton, den die meisten Medien während der Debatte um die Neubesetzung des Postens seit März 2015 anschlugen, wäre eine feindselige Atmosphäre nicht überraschend gewesen. Stattdessen verströmte ein perfekt vorbereiteter Chris Dercon so viel Charme in den alten Gemäuern, dass selbst mancher der im Dauerwutzustand schreibenden Kollegen dem frei gehaltenen Vortrag des belgischen Kulturmanagers mit sympathisierendem Lächeln folgte. Warme Worte fand er für die Arbeit des vom deutschen Feuilleton gottgleich verehrten Frank Castorf, der die Volksbühnenleitung nach 25 Jahren abgeben muss. Der Nachfolger kommentierte die Arbeit des Vorgängers mit einem »Wow!« und teilte mit, er wisse gar nicht, wie er mit dieser »großartigen Kunst« mithalten solle.

Ein devoter Einstieg, der selbst den weltbesten Businesscoaches ein anerkennendes Kopfnicken entlocken würde. Wer aber ist das Team hinter Dercon? Ein festes Ensemble stellte er

*Der Nachfolger kommentierte die Arbeit des Vorgängers mit einem »Wow!«*

nicht vor, denn das solle erst im Laufe der Zeit aufgebaut werden. Dafür fielen aber sehr viele Namen von Theaterleuten und Kreativen anderer Kunstformen wie Tanz, Performance oder bildender Kunst, die als Gäste im Haus am Rosa-Luxemburg-Platz wirken werden. Sie sollen »Theater als Ort zum Mitdenken« begreifen – Hirn statt Hass. Neben dem Big Boss saßen auf dem Podium auch die Online-Beauftragte Mercedes Bunz, der Choreograf Boris Charmatz, die Regisseurin Susanne Kennedy und die Programmdirektorin Marietta Piekenbrock.

Letztere übernimmt offenbar die unbequeme Rolle als Dercons Rottweiler, denn in ihrem komplett vom Blatt abgelesenen Vortrag schlug sie eher kämpferische denn diplomatische Töne an. In der Debatte der jüngeren Zeit sei befürchtet worden, die geschichtsträchtige Institution könne sich zur »Eventbude« entwickeln und verlöre jede Tradition. Piekenbrock behauptete, das Gegenteil könne der Fall sein. Clever nutzte sie die im Hartz-Germany unter der rot-grünen Bundesregierung ab 1998 entwickelte Sprachverwirrung und deutete Kritik an einer postmodern vernebelten Kunstauffassung als altbacken, traditionalistisch und strukturkonservativ.

Man verstehe sich als pro-europäisch (gemeint sein dürfte EU-freundlich) und weltoffen. Unterscheidungen wie die zwischen Schauspiel und Performance, Tanz und Schauspiel oder bildender Kunst und Musik werden künftig an der Volksbühne nicht mehr existieren. Außerdem bedankte sie sich bei all jenen, die vorab ein vernichtendes Urteil über den mutmaßlich neoliberalen Dercon und sein Team gefällt haben. Gerade das habe zu einem Gefühl des »Jetzt erst recht« geführt, das dem Programm seinen letzten Schliff verpassen konnte.

Bevor Dercon und Piekenbrock ihre Programmpfeile präsentierten, gab der Chef noch schnell das neue Corporate Design bekannt. Ab September lautet der korrekte Name des Hauses »Volksbühne Berlin«, weil neben dem



Foto: dpa/Jörg Carstensen

Stammhaus in Mitte auch das Kino Babylon, der Flughafen Tempelhof und der virtuelle Raum als Spielstätten gelten. Rasch wirbelte der 58-Jährige noch einmal seinen grünen Textmarker in der Luft umher und verkündete, er wolle ein »Theater ohne Grenzen«. Dann wurde es konkret.

Bis Ende Januar wird es 16 Premieren geben, davon 13 Eigenproduktionen. Zum Auftakt am 10. September will Boris Charmatz die Zuschauer unter dem Motto »Fous de danse – Ganz Berlin tanzt« in Tempelhof zum Mitmachen animieren. Mohammad al Attar und Omar Abusaada zeigen am selben Ort am 30. September die Uraufführung von »Iphigenie« nach Euripides mit 15 aus Syrien geflüchteten Frauen. In der Volksbühne gibt es am 30. November die Uraufführung von »Women in Trouble« von Susanne Kennedy. In »Fever Room« (ab 7. Dezember) vermischt wiederum der thailändische Filmemacher Apichatpong Weerasethakul Kino und Theater. Im digitalen »Fullscreen« erhält Alexander Kluge einen festen Sendeplatz. Mette Ingvartsen zeigt im Dezember als deutsche Erstaufführung die Performance »Red Pieces«.

Ab Februar sollen an der Volksbühne auch der Film- und Theaterregisseur Albert Serra und der französische Theatermacher Claude Régy arbeiten. Der Plan ist ambitioniert und verdient jene »faire Chance«, die Dercon einfordert. Ob das reicht, um die Fans der Castorf-Volksbühne zu gewinnen, bleibt abzuwarten. Seit Monaten inszeniert sich die dortige Mannschaft elegisch dem Ende entgegen – mit einer Ausprägung des berlinertypischen Stolzes auf die eigene Einzigartigkeit, gegen den der berühmte Lokalpatriotismus der Kölner der reinste Selbsthass ist. Da muss sich der feine Herr Dercon weiter anstrengen. Oder, um es in der Managementsprache auszudrücken: Er muss liefern.

ANZEIGE

## 15. nd-Lesergeschichten-Wettbewerb

»Wer wagt, gewinnt!«

Abschlussveranstaltung und Preisverleihung am

23. Mai 2017

Die zehn schönsten Geschichten werden gelesen von der Schauspielerin Walfriede Schmitt und dem Autor Landolf Scherzer.

Um Reservierung unter Tel. 030-2978-1655 oder unter unterwegs@nd-online.de wird gebeten.

10243 BERLIN, FRANZ-MEHRING-PLATZ 1 MÜNZENBERGSAAL

»Kunst hat mit Geschmack nichts zu tun.«

Max Ernst

## Karl-Otto Apel gestorben Streitet euch!

Der Philosoph Karl-Otto Apel ist tot. Er starb am Montagabend im Alter von 95 Jahren an seinem Wohnort in Niedernhausen im Taunus, wie seine Familie der dpa bestätigte. Apel gehörte mit seiner Diskursethik, die Immanuel Kants Moraltheorie neu formulieren wollte, zu den einflussreichsten deutschen Philosophen der Gegenwart. Er war bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1990 Professor an der Goethe-Universität in Frankfurt. Mit der Entwicklung eines »praktischen Diskurses«, der zur Entwicklung gültiger Normen nur die Herrschaft des besseren Arguments kennt, sorgte Apel für lebhaft Debatten in der Philosophie.

Apel setzte sich in seinem Werk mit zeitgenössischen amerikanischen Philosophen wie Richard Rorty ebenso auseinander wie mit der französischen Postmoderne von Derrida und Lyotard. Als Erster habe Apel die europäische und angelsächsische Philosophie zusammengeführt, sagte einst Jürgen Habermas, sein früherer philosophischer Weggefährte in Frankfurt und persönlicher Freund. dpa/nd

## Neuer Kehlmann-Roman Ulenspiegel

Tyll ist der Titel des neuen Romans von Daniel Kehlmann, der im Oktober im Rowohlt-Verlag erscheint. Kehlmanns Tyll Ulenspiegel sei die Neuerfindung einer mythischen Figur: Ein großer Roman über eine aus den Fugen geratene Welt, über die Verwüstungen durch den Krieg und die Macht der Kunst, teilte der Verlag in seiner Ankündigung mit. Kehlmann ist vor allem mit dem 2005 erschienenen Roman »Die Vermessung der Welt« über den Naturforscher Alexander von Humboldt und den Mathematiker Carl Friedrich Gauß bekannt geworden, für den er vielfach ausgezeichnet wurde. Derzeit unterrichtet der 42-Jährige nach Angaben von Rowohlt unter anderem an der New York University. dpa